

9. Sonntag nach Trinitatis 18.8. 2019 über Jeremia 1, 4-10

DER PROPHET

**Kein Prophet sprach: „Mich Geweihten sende!“
Eingebrannt als Mal war es in allen:
Furchtbar ist dem Menschen, in die Hände
Gottes des Lebendigen zu fallen.**

**Kein Prophet sprach: „Mich Bereiten wähle!“
Jeder war von Gottes Zorn befehdet.
Gott stand dennoch jedem vor der Seele,
wie ein Mann mit seinem Freunde redet.**

**Kein Prophet sprach: „Gott, ich brenne!“
Jeder war von Gott verbrannt.
Kein Prophet sprach: „Ich erkenne!“
Jeder war von Gott erkannt.
(Jochen Klepper)**

Vergleichen wir verschiedene biblischen Berufungsgeschichten bis hin zur Berufung des Petrus in Lukas 5, dann bemerken wir diese allen gemeinsamen Gegenreaktionen der Berufenen. **ICH KANN DAS NICHT, WEIL...** Das heißt aber auch, es ist nicht, neben allem Typischen, irgendeine austauschbare Berufung, sondern konkret die des Jeremias aus Anathoth.

Damals regieren sechs Könige mehr oder minder lang und souverän: Josija, Joahas, Jojakim, Jojachim, Zedekija, Gedalja. In chaotischer Zeit führt Jeremia eine Auseinandersetzung nach drei Seiten hin: Zu einen soll er gegen das unbußfertige Volk reden. 1,16 Und die Auseinandersetzung mit seinen Berufskollegen. Dann hören wir Jeremia sagen, andere Propheten betreffend, die Frieden herbeischwatzen, wo doch kein Frieden ist: „Die Propheten sind Schwätzer.“ 5,13; 8,11 Und schließlich die Auseinandersetzung mit Gott selbst: „Ich wollte nicht Prophet sein, aber du hast mich gezwungen, du warst zu stark gegen mich und hast gewonnen.“ 20,7 Von Gott beansprucht, in den Bereich Gottes gezogen, von Gott dienstverpflichtet.

Keiner hat so deutlich und viel von Buße zu sprechen wie der Prophet. Das Typische und zugleich Schreckliche besteht aber darin, dass Buße hundertmal nur als eine in der Vergangenheit verpasste Chance zu Sprache kommt. Es gibt Dinge, die wir nicht nachholen können. Der Tod und die fliehende Zeit machen unser Leben verbindlich. Und selbst wenn, wären sie nur immer mit dem schalen Geschmack des nachgeholtensehen. Vielleicht so, wie man versäumten Schlaf nicht wirklich nachholen kann. Das zu verkündigen, ist bedrückend. Das Unheil kommt bald „aus dem Norden“ und niemand wird und, noch bedrückender, niemand will es tatsächlich aufhalten. Mit dem Feind aus dem Norden ist Babylon gemeint.

Die Menschen leben angesichts einer kommenden Katastrophe und es gehört wohl zu den vornehmsten Eigenschaften einer Bevölkerung, sich an Zustände zu gewöhnen; damals wie heute. Die Wasser steigen. Die Verdrängung scheint die Minimierung der alltäglichen Hölle. Wir gewöhnen uns an manches. Aber nun: Mögliche Umkehr von falschen Wegen ist bei dem Propheten keine menschliche – und auch geschichtliche – Möglichkeit mehr, sondern nur noch eine in der Vergangenheit verpasste Chance. Das ist das genuin Schwere und Belastende bei Jeremia. Alles Versäumte blüht noch einmal auf. Das Gottesvolk hatte sich an so viel tägliches Unrecht und religiöse Oberflächlichkeit gewöhnt. Wenn man genügend Hornhaut auf der Seele hat, spürt man das auch nicht mehr und das tut gut. Scheinbar, wie Jeremia zeigen soll. „Friede, Friede und ist doch kein Friede“ – lacht er böse. (8,11) und verhöhnt die Bevölkerung in ihrer falschen Sicherheit: „Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel“ (7,4)

Darum muss Gott reden. Darum sendet er Jeremia. Darum legt er sein Wort in dessen Mund. Darum reinigt er seine Lippen, macht ihn brauchbar und bevollmächtigt ihn. Die Botschaft wiegt schwer. Der Botschafter muss sie tragen, von Gott unterjocht, ins Joch dieses schier untragbaren Auftrages eingespannt, bis er im ägyptischen Nichts und Nirgend sandet und strandet, mitgeschleppt und verschwindet, mitgehungen, mitgefangen. Jeremia leidet. Gott leidet. Es ist ihm unmöglich, wie Jona (Kap. 4) einfach wegzulaufen. Von schnoddrigen Psychologen mit flachen Kritiken versehen, ist die Fluchtmöglichkeit die Stärke der Schwachen, viel barmherziger als oft unterstellt. Jeremia muss gegen seinen Willen standhalten. Er muss Worte sprechen, die wie Samen gegen jede Logik ins Dunkel wuchern. Es sind Gottes fremde Worte.

GOTTES WORT IM MUNDE EINES MENSCHEN. Welch ein Wagnis! Genau aber das ist der inhaltliche Kerngedanke heute am 9. Trinitatissonntag. „Wer euch hört, der hört mich!“ So sagt es Jesus zu seinen Jüngern. Es geht bei Propheten und Aposteln um solche, die gesandt und bevollmächtigt sind. Deshalb ist wohl Jeremias Berufung zum Predigttext für heute gewählt worden.

Nur dann, wenn wir ganz verblendet wären, könnten wir da einen triumphalen Ton hineinlegen. „Wer euch hört, der hört mich“ ist in der Kirchengeschichte und Hirtentheologie schon zu manch pfarrherrlicher Entgleisung oder altruistischen Kokketerie geworden. Einmal weil Kritik an den Amtsträgerinnen und Amtsträgern mit dem Verweis auf Gott selbst unterbunden worden war. Der Pfarrerssohn Friedrich Nietzsche aus dem anhaltinischen Röcken bei Lützen konnte ein Lied davon singen.

Dann haben wir nach 1945 die neue Bescheidenheit lernen wollen, es begann eine Zeit der unglaublichen Verharmlosung Gottes und hatten dabei ganz vergessen, dass diese Wort nur vom ihm her gedeckt ist, aber eben da seine entlastende Kraft bekommt „Wer euch hört, der hört mich.“

Wenn wir es konkret mit Jeremia in Verbindung bringen, werden wir auch die Last dieser Aufgabe sehen und annehmen, weit über manche private und eigene Einsicht hinaus. Die Botschafterinnen und Botschafter müssen hinter der Botschaft zurücktreten können und es auch wollen. Von Jeremia lernen wir, dass dies viel, sehr viel kosten kann. Daraus kann sicherlich kein „Prinzip Jeremia“ abgeleitet werden. Es gibt immer eine Differenz zwischen Gottes Wort und menschlichen Einsichten und Gedanken. Wo dieser Mehrwert Offenbarung geleugnet wird, hörten die Menschen tatsächlich nur noch uns selbst. Dieser geistliche und theologische Narzismus hat nichts damit zu tun, dass die Person dessen, der Gottes Botschaft verbreitet, auch tatsächlich erkennbar bleibt. Wir müssen darum keine Angst haben. Wir kommen, wenn die Botschaft in uns Raum gewinnt, auch als verkündigende Person nicht zu kurz. Ein allzu privater Sound darf unterbleiben, auch darin erkennt man ja das Persönliche hinter der Botschaft. Wir sollen keine Angst haben, zu kurz zu kommen. Wer auch andere Propheten ein wenig kennt – Amos, Elia, Hosea - wird schnell ihr persönliches Profil hindurch scheinen sehen, wenig besorgt um sich selbst.

Das könnte uns heute zu einer neuen Modernität in der Kirche bringen, weil sich vor lauter Personentheater und Personalpolitik die Sache Evangelium oft im Hintergrund befindet. „Wer predigt heute“- ist als Frage mancherorts wichtiger als die Frage, was wird heute gepredigt. Dass wir solches Verhalten begründen können, ist noch kein Argument für seine Richtigkeit. Oder ist Jeremia als Persönlichkeit etwa nicht genügend erkennbar?

Was gibt ihm der lebendige Gott mit? Von Jeremia lerne ich, dass die Wahrheit auch da sein kann, wo die Wenigen sind. Das kann wehtun. Niemand wird diese Situation suchen oder freikirchlich provozieren wollen. Weh uns! Niemand wird sich seiner Gemeinde, der Familie, seinen Freunden und Mitarbeitern mutwillig entfremden. Es gibt aber gewiss die Möglichkeit, dass wir in einem Konflikt um uns herum einsamer sind. Rechnen wir damit.

Sie entsteht meist dort, wo die Sachebene nicht einfach immer nur der Beziehungsebene geopfert wird und wir den Mut haben, auch um der Sache willen befreundeten Menschen zu widersprechen. Dabei darf sicher auch immer ein guter Schuss „Befindlichkeit“ wie bei Jeremia mitschwingen, man darf uns anmerken, wo wir persönlich stehen. Die Konfessionen des Jeremia in den Kapiteln 11-20 geben dem schließlich einen breiten Raum.

Jeremia ist einsam, vielleicht hat er sich selbst auch etwas einsamer gemacht, wir wissen es nicht. Es ist Jeremias Einsamkeit ohne Alleinsein zu können. Doch Jeremia ist in schwerster Zeit unter Gottes Schutz. Mitten in der Krise und erst durch sie hindurch wird das Gottesvolk etwas Großes und bislang Unbekanntes Neues lernen dürfen, nämlich dass Gott mitgeht. Dass er mitgeht ins Elend, dass er bei ihnen in Babylon ist, und dass wir ohne diese Erkenntnis den Psalm 137 nicht beten können und dürfen. Dieser großartige, in dunkelster Zeit gewachsene Gedanke hat sich in dem sog. Brief an die Deportierten im 29. Kapitel niedergeschlagen. „Suchet der Stadt (Babylon) Bestes und betet für sie zum Herrn...“ Sein Kern ist unter anderen: Gott ist bei euch, auch im Exil. Das wusste Israel nicht schon immer und für uns, in unserer christlichen Verwöhntheit, darf es nicht zu einem geläufigen selbstverständlichen Gedanken werden.

Jeremia hat einen Schüler bei sich, dessen Aufgabe weit über Jeremias Verschwinden hinausgeht. Baruch, so sein Name, wird nach der großen Katastrophe, als Jerusalem und der Tempel zerstört sind, manches zu Ende schreiben, wie ein halbfertiges Haus, über dessen Vollendung der Meister selbst gestorben ist. Baruch hat wohl dafür gesorgt, dass der Trostbrief an die Gefangenen Kapitel 29 in Babylon zwischen allen Zeilen diese Erfahrung mitten zwischen den dunklen Kapiteln einordnet. Gott ist gegenwärtig. Er wohnt nicht nur in Jerusalem. In den Krisen will uns Gott wieder näher an sich ziehen, damit wir in den Krisen nicht umkommen. Versäumte Umkehr kann nur vom ihm her barmherzig neu eröffnet werden. Das allein ist unsere Rettung. Gott hält die Tür offen. Aber die Tür zu Gott geht nur von innen auf.

Das unterscheidet Jeremia von Franz Kafkas berühmten „Prozess“. Der Prozess findet statt und niemand wird ihm entgehen. Aber da ist kein blindes, stets anonymes „Du bist schuldig“ eines blinden distanzierten Anklägers, irgendwo weit weg, sondern der da spricht, hat einen Namen und kommt aus seiner Deckung. Ich bin, der für euch da ist. Ex.3 Ein Richten und Rechten findet statt. Das ist Gottes neuer Anfang mit uns.